

Jüdische Kindheit und Jugend in Deutschland

Die Jahre 1921 bis 1937 in Geinsheim und Groß-Gerau

Menachem Manfred Kaufmann

Dieser Bericht beschreibt meine Kindheit in dem kleinen hessischen Dorf Geinsheim und meine ersten Jugendjahre in Groß-Gerau. Erinnerungen eines erwachsenen Menschen, der in seiner Kindheit als Deutscher jüdischen Glaubens erzogen wurde und unter dem Druck eines sich fast täglich verschärfenden nationalsozialistischen Antisemitismus gezwungen war, seine Identität zu ändern und auszuwandern, sind natürlich selektiv.

Bis 1933 bestand kein Zweifel in unserer Familie, der deutschen Nation anzugehören. Mein Vater wurde im Jahre 1935 Zionist, da er fühlte, daß Deutschland ihn ausgestoßen hatte und er nur noch zur jüdischen Nation gehört. Unter dem Druck der Ereignisse faßte er den Entschluß, mich mit 15 Jahren allein nach Palästina zu schicken. Das war der Wendepunkt in meinem Leben. Während meiner Kindheit lehrten mich meine Eltern, alles Deutsche zu lieben und zu verehren. Nach meiner Auswanderung änderte sich meine Beziehung zum Judentum, das vorher für mich nur Religion war, gründlich. Seit 50 Jahren ist das Heilige Land mein Vaterland und die hebräische Sprache, die Sprache meiner Vorväter, meine Sprache. Judentum ist für mich meine Nationalität geworden. Deutschland, das ich als Kind so liebte und wo ich mich so zu Hause fühlte, war während der Nazizeit verhaßter Feind, der mein Leben bedrohte.

Meine Eltern und ein großer Teil meiner Familie wurden im Namen Deutschlands ums Leben gebracht. Den Anfang des Endes habe ich selbst in Deutschland miterlebt. Die Familie meiner Mutter lebte im hessischen Geinsheim und dessen Umgebung mehr als 500 Jahre, bis wir 1934 gezwungen waren, das Dorf meiner Kindheit zu verlassen. In dem kleinen Haus in der Hauptstraße 80, in dem wir wohnten, befand sich im zweiten Stock eine alte Truhe. In einer der Schubladen hatte die Familie alle Dokumente aufbewahrt. Ein Schutzbrief vom Jahr 1515 war unter diesen Dokumenten. Meine Mutter zeigte mir das vergilbte alte Stück Pergament. Mein Großvater mütterlicherseits war der Metzger und Viehhändler Moses Mai aus Geinsheim. Er verstarb im Jahre 1904. Meine Mutter war damals 8 Jahre alt. Seine Witwe, Cezilia Mai, geb. Brau, kam aus Flohnheim/Rheinhausen und hatte die Metzgerei weiterzuführen, was sie bis 1920 mit Mühe und Not tat. Sie blieb mit 3 Kindern alleine. Ältere Leute in Geinsheim erinnern sich bis heute, daß die Ecke Hauptstraße/Obergasse das Zillchen-Eck genannt wurde.

Meine Mutter ging in Geinsheim zur Schule und wuchs mit den Kindern des Dorfes auf. Alle ihre Freundinnen waren Geinsheimer Christen, da damals nur drei jüdische Familien in Geinsheim lebten. Sie beteiligte sich mit allen ihren Schulkameraden an Festen und Trauertagen, und wir haben Fotografien, die ihre fast vollkommene Integration im Dorfleben dokumentieren.

Meine Mutter hatte zwei Brüder, Emil und Isidor; beide kämpften an den Fronten des Ersten Weltkrieges. Emil ist, wie in einer Veröffentlichung der Gemeinde Geinsheim zu lesen ist, 1916 den „Heldentod“ gestorben. Ein Bauchschuß setzte seinem jungen Leben an der Westfront ein Ende. Meine Großmutter sprach bis zu ihrem Tod 1930 oft davon, ihre Hoffnung all die Jahre war, daß Emil nicht so sehr gelitten hätte. Isidor diente als Sanitäter mit der kämpfenden Truppe an der Ostfront. Er überlebte den Krieg und wanderte 1936 nach den USA aus.

Meine Mutter erzählte uns, meinem Bruder Erwin und mir, sehr viel über die bitteren Kriegsjahre, über die französische Besetzung nach dem Krieg, die ihr und allen anderen das Leben schwer machte, über das Leid der großen Inflation, bei der die Familie all ihre Ersparnisse verloren hatte. Die Bündel der Banknoten mit den Kaiserbildern wurden in der Familie im zweiten Stock aufbewahrt und uns Kindern zusammen mit den „Millionen“ der Inflationszeit gezeigt.

Mein Vater war aus Bisses bei Echzell/Oberhessen, ein Dörfchen von 300 Einwohnern. Auch mein Großvater, Simon Kaufmann, war Metzger und Viehhändler, aber die Familie bearbeitete noch ihren eigenen Boden. Landwirtschaft war meinen Ahnen nicht fremd. Mein Vater lernte Kaufmann und erzählte mir von seinen Fahrten im Winter mit einer Pferdroschke, die ihn nachts von Dorf zu Dorf brachte, um am nächsten Tag seine Ware dort zu verkaufen. Er war ein religiöser Jude und ein deutscher Patriot. Seinen Militärdienst absolvierte er im 2. Preußischen Gardedragoneregiment in Berlin, in das nur besonders gut gewachsene Reiter aufgenommen wurden. Er diente dort drei Jahre und ein weiteres Jahr bei der Reserve und kämpfte von 1914 bis 1917 an der Westfront, fiel 1917 in französische Gefangenschaft und kam erst 1920 nach Hause zurück.

Antisemitismus gab es auch während des Krieges und in der Armee. Mein Vater machte keinen Hehl daraus und sprach manchmal darüber. Nach der Hochzeit mit meiner Mutter 1920 eröffnete er in Geinsheim ein kleines Manufaktur- und Schuhgeschäft, das die Familie, ohne daß Ersparnisse anfielen, ernährte. Mein Vater wurde schnell Geinsheimer und im Dorf nach kurzer Zeit als Bürger aufgenommen. Er hatte fast keine jüdischen Freunde. Mit den zwei jüdischen Familien, die außer uns in Geinsheim lebten, hatten wir bis 1933 keine besonderen gesellschaftlichen Beziehungen. Mein Vater traf seine Freunde jeden Sonntagabend beim Skatspiel im Wirtshaus „Zum Löwen“ und war bei den Bauern

Geinsheims zu Hause. Er beteiligte sich bei Festlichkeiten, wie z.B. dem Fastnachtsumzug und der „Kerb“ wie jeder andere Geinsheimer.

Da sich die wirtschaftliche Lage der Geinsheimer Bauern am Ende der zwanziger Jahre verschlechterte, konnten die Bauern die Waren, die er ihnen verkaufte, nicht bezahlen. Ein alter Bauer erzählte mir nach dem Krieg, daß mein Vater von einem Bauernhof zum anderen hausieren ging und seine Waren dort ließ. Die Schulden der Bauern, und auch der arbeitslosen Arbeiter, vergrößerten sich von Monat zu Monat. Aber, so sagten mir die Geinsheimer, habe er niemals jemanden gerichtlich belangt. Er hat lieber Verluste hingenommen. Einmal im Jahr schrieb er Rechnungen. Ein großer Teil dieser Rechnungen wurde niemals bezahlt.

Bis 1933 waren die Beziehungen mit all unseren Nachbarn herzlich in Freud und Leid. Ich erinnere mich an das jährliche Pflaumenmus-Kochen. Die Frauen des Dorfes gingen jeden Abend von Haus zu Haus, um die Zwetschen zu kernen und sie dann im gereinigten Waschkessel während des ganzen Tages zu kochen. Wir schlachteten keine Schweine, da deren Fleisch nicht kosher¹⁾ ist, aber beim Zwetschenkernen war meine Mutter dabei wie jede andere Frau im Ort. Nach der Beendigung der Arbeit wurde Kaffee getrunken und Zwetschenkuchen gegessen. Es war so natürlich, daß unsere jüdische Familie mitmachte wie alle anderen Familien. Als 1930 meine Großmutter starb, beteiligte sich das ganze Dorf an der Beerdigung und begleitete sie bis nach Groß-Gerau. Die Straße war schwarz und voll mit Menschen. So beliebt war die alte kleine Witwe in Geinsheim. Niemand blieb zu Hause.

Wir hatten unseren eigenen Garten und ein Stück Feld, bauten all unser Gemüse und einen Teil der Kartoffeln selbst an. Der Kohl wurde im Garten „eingeschlagen“, um im Schnee zu überwintern. Da es damals kein fließendes Wasser in Geinsheim gab, hatten wir unseren Brunnen im Garten. Wir Kinder halfen unseren Eltern manchmal im Laden, besonders vor Weihnachten, und auch auf dem Feld. Jeden Sonntag gingen wir mit unserem Papa zum Fußball. Er war ein Fan des Fußballvereins in Geinsheim und beteiligte sich an der organisatorischen Arbeit des Vereins, er war mit Herz und Seele dabei. Wir Kinder bekamen einen Lederball, der war damals etwas besonderes im Dorf, und fast jeden Tag im Sommer spielten wir mit unseren Schulkameraden und Altersgenossen Fußball auf dem Sportplatz. Ich kannte damals keine jüdischen Kinder. Da es in Geinsheim keine Synagoge gab und unser Geschäft am Sabbat (Samstag) offen war, gingen wir nur an Festtagen nach Trebur in die Synagoge. Wir aßen kosher, aber hatten nicht viel Gelegenheit, mit Juden zusammenzukommen. An den Hohen Feiertagen war der Laden geschlossen, und während des Pesachfestes aß man kein Brot, sondern Mazzen (ein Gebäck, das ohne Hefe bzw. ohne Sauerteig ge-

backen wird), und die Bauern kauften bei uns diese Mazzen.

Wir wußten, daß wir eine andere Religion hatten, aber: „Die Wacht am Rhein“ und patriotische Gedichte waren ein Teil meiner Erziehung. Besonders erinnere ich mich an den Rückzug der französischen Besatzung aus dem Rheinland. Das war ein Fest in unserem Haus. Die von Mauleseln gezogenen französischen Maschinengewehre und kleine Kanonen zogen an unserem Haus vorbei, und in der Ferne hörten wir die Freudenschüsse, man sagte uns, aus Mainz. Wir fühlten uns als Deutsche, die sich an einem historischen Ereignis beteiligten²⁾.

Von 1927 bis 1931 besuchte ich die Volksschule in Geinsheim. Mein erster Lehrer war Herr Schwemmler, dann lernte ich bei Herrn Appel und in der 3./4. Klasse bei Herrn Füg. An Antisemitismus kann ich mich nicht besonders erinnern. Ich wußte, daß ich „anders“ war als meine Schulkameraden, ich war doch jüdischen Glaubens. Religionsunterricht hatte ich einmal in der Woche in Oppenheim. Zwar ging ich auch samstags in die Schule in Geinsheim, aber es war mir nicht erlaubt zu schreiben, da das nach dem jüdischen Gesetz (der Halacha) am Sabbat verboten ist. Meine Spielkameraden waren meine Schulkameraden. Einen von ihnen, Heinrich Heineemann, habe ich vor kurzem in Geinsheim besucht. Meine Noten waren sehr zufriedenstellend, und meine Eltern schickten mich mit 10 Jahren in die Realschule nach Oppenheim. Im Sommer war es einfach, mit dem Fahrrad zum Rhein zu radeln, dann mit der Fähre den Rhein zu überqueren und von dem anderen Ufer in die Realschule zu fahren. Im Winter war das etwas anderes, aber trotz Eis und Schnee fuhr ich morgens in der Dunkelheit zum Rhein und dann überquerten wir den Rhein mit einem kleinen Boot mitten durch das Treibeis.

In der Schule fühlte ich mich wohl. Kein Antisemitismus war zu spüren. Ich hatte jetzt einen jüdischen Schulkameraden in der Klasse, Ludwig Löb aus Oppenheim, aber unsere Beziehungen beschränkten sich auf den gemeinsamen Religionsunterricht, meine Freunde waren andere. Natürlich fühlte ich in der Realschule, die ich in den Jahren 1931 bis 1934 besuchte, daß Juden als „anders“ hingestellt wurden. Als ich die Schule 1934 verlassen mußte, da wir aus Geinsheim verjagt wurden, schrieb mir mein Klassenlehrer Herr Dr. Kreimes einen Brief mit folgendem Wortlaut: „Lieber Manfred, ich wünsche Dir alles Gute, als dem Sohn eines Mannes, der seinen Kopf für mein geliebtes deutsches Vaterland hingehalten hat.“ Er war ein Stahlhelmmann³⁾. Ich habe ihn an seinem Totenbett im Jahre 1970 in Oppenheim besucht und damals brach er in Tränen aus. Ich ging sehr gerne in die Realschule und auch nach der „Machtergreifung“ wurde ich nicht verfolgt und habe noch einige Fotos von einem gemeinsamen Ausflug, ein Teil meiner Klassenkameraden trug schon „Jungvolkuniform“⁴⁾. Als 1933 fast alle Kinder mit

Hakenkreuzwimpel am Fahrrad in die Schule kamen, brachte mein Vater an meinem Rad einen schwarz-weiß-roten⁵⁾ Wimpel an. Das sagt viel über seine Einstellung.

In der Schule wurde mir zwar nichts angetan, aber ab 1933 war doch eine große Änderung festzustellen. Wir hatten „Rassenunterricht“, der von Rektor Görtz selbst erteilt wurde. Dort wurden Juden als rassenfremd und minderwertig dargestellt und als nicht dazugehörig bezeichnet. Niemals hatte der Rektor uns vorher unterrichtet. Aber auch diese Indoktrination änderte die Beziehung zu meinen Schulkameraden nicht besonders. Ich war zwar „anders“, wurde aber von meinen Kameraden nicht belästigt. Im Schulhof wurden wir Juden manchmal beschimpft, aber niemals körperlich angegriffen. Meine Klassenkameraden standen mir oft zur Seite.

Während der Jahre 1930–1933 fühlte ich zu Hause die sich von Tag zu Tag vergrößernde Spannung. Umzüge der Parteien durchzogen auch die schmalen Geinsheimer Gassen. Kampflieder der SA, der Kommunisten und des Reichsbanners⁶⁾ hörte man tagtäglich. Rote Fahnen mit Hammer und Sichel, drei Pfeilen und dem Hakenkreuz wehten in den Gassen. Niemals werde ich das Lied der Nazis vergessen, das ich durch das offene Fenster meines Heimathauses in Geinsheim hörte:

„Wenn's Judenblut vom Messer spritzt, dann geht's nochmal so gut,
schmeißt sie raus, die ganze Judenbande,
schmeißt sie raus aus unserem Vaterlande,
schickt sie wieder nach Jerusalem
und schneidet ihnen die Hälse ab, sonst kommen sie wieder hem.“

Fast 60 Jahre sind vergangen, aber der tiefe Haß der singenden SA-Truppe ist noch nicht verklungen. Meine „Schuld“ wurde durch meine Geburt am 16. 9. 1921 von den Nazis bestimmt. Trotz so vielen Jahren kann ich das Lied, das mein Blut forderte, bis heute nicht vergessen. Viele dieser Kampfrufe hallen in meinen Ohren bis heute wider. Die deutschen Juden glaubten damals: „Das sind doch nur leere Worte. Wir sind doch Deutsche, Teile eines Kulturvolkes, wir leben doch im 20. Jahrhundert. Niemals werden diese Drohungen Wirklichkeit.“ Wir täuschten uns.

Die Wahlen, besonders die Reichstagswahl im Jahre 1930, bei der Hitler 107 Sitze bekam und die Reichspräsidentenwahlen, bei denen Hindenburg Hitler knapp besiegte, haben sich tief in mein Bewußtsein eingepreßt. Die Stimmung zu Hause war bedrückend. Meine Eltern waren tief besorgt. Man fühlte in Geinsheim den aufkommenden Haß, die langsame Distanzierung eines Teiles der Einwohner, die braune Uniformen trugen. Es ist fast unglaublich, daß Freunde von „gestern“ plötzlich „Judenfresser“ wurden und uns auf der Straße beschimpften. Aber so war es.

Natürlich verschlechterte sich auch unsere eigene wirtschaftliche Lage, das Geschäft war leer. Man

kaufte, aber bezahlte nicht, sondern ließ anschreiben. In einige der Bauernhäuser konnte mein Vater schon nicht mehr gehen, auch nicht zu Leuten, die ihm Geld schuldig waren. Ich nehme an, daß auch er an die „Wellentheorie“ des Antisemitismus glaubte: das werden wir überleben. „Man muß an Gott glauben“, sagte er oft, und wurde frommer. Er betete jetzt oft und hielt jüdische Rituale, die vorher vernachlässigt wurden. Auch uns Kinder hielt er an, unseren Gottesglauben zu stärken.

Ich kann mich an das letzte Jahr vor Hitler gut erinnern. Im November 1932 hatte Hitler Millionen Stimmen bei der Wahl verloren. Mein Vater war beglückt, und voller Hoffnung sagte er: „Vielleicht haben wir den Höhepunkt der Nazis überschritten.“ Aber dann kam der Winter 1932/33, alles war bloß Illusion. Das Schicksal Deutschlands und der deutschen Juden war besiegelt. Der 30. 1. 1933 hat sich tief in mein Gedächtnis eingepreßt. Ich war damals in Oppenheim bei der jüdischen Familie Koch zu Mittag. Am Nachmittag hatte ich Religionsunterricht. Plötzlich hörte ich im Radio: Hitler ist Reichskanzler. Abends sagte mein Vater: „Das ist die Bartholomäus-Nacht⁷⁾ der deutschen Juden. Ich war 6 Jahre beim Militär im Feld und kenne diese Judenfresser, sie werden vor nichts zurückscheuen“. Dann kamen die Fackelzüge, die Hitlerreden im Radio, der Reichstagsbrand, und in Geinsheim sahen wir die Überläufer zu der siegenden Partei, der siegenden Revolution. Rote wurden braun, die drei Pfeile und Hammer und Sichel auf denselben Fahnen wurden durch Hakenkreuze ersetzt. Viele ältere Leute sagen heute: „Wir waren unter Druck, was konnten wir denn machen?“ Im täglichen Leben in Geinsheim konnte man diesen Druck nicht merken. Man sah rundherum Begeisterung. Wenige blieben ihren jüdischen Nachbarn treu. Wir hatten eine ältere Nachbarin, Frau Heil, ihr Fenster, das vorher zu unserem Garten hin offen war, schloß sich für immer.

Dann kam der Boykott vom 1. April 1933. Ich kam von der Realschule aus Oppenheim nach Hause zurück. Ein SA-Mann stand vor unserem kleinen Laden, um Käufer abzuhalten. Aber sowieso kam fast niemand etwas kaufen. Geinsheim war schnell zur Nazihochburg geworden. Fast niemand sprach mit uns und wir waren schon 1933/1934 zu Ausgestoßenen in unserem Dorf geworden. Natürlich gab es auch Ausnahmen wie die Besitzer des Gasthauses „Zum Löwen“, die Familie Mayer und auch andere, die heimlich mit uns die Beziehungen nicht abbrachen. Frau Mayer hat uns heimlich Lebensmittel zugesteckt. Als einige Monate später, nachdem wir Geinsheim fluchtartig verlassen mußten, meine Mutter mit dem Rad ins Dorf kam und von dem neuen Nazibürgermeister verfolgt wurde, hat Käthe Mayer sie in ihrem Hause bis abends versteckt. Käthe und meine Mutter waren Schulfreundinnen.

Da waren auch Familien, die bei Nacht und Nebel weiter bei meinem Vater kauften, aber das war eine

(Fortsetzung Seite 46)

kleine Minderheit. Mit Geinsheimer Kindern traf ich fast nicht mehr zusammen. Ich ging nach Oppenheim zur Schule und wohnte am Rande des Dorfes, hundert Meter vom letzten Haus auf der Landstraße nach Oppenheim. Aber gegenüber unserem Haus lag das Gasthaus Dieter, das Hauptstammlokal der SA-Männer, die von Ella Dieter, der Tochter des Inhabers, einer hochbegeisterten jungen Naziverlehrerin, bewirtet wurden. So war der Treffpunkt der Antisemiten gegenüber unserem kleinen Haus, und wir bekamen den Haß Tag für Tag zu spüren. Wenn die jungen SA-Männer etwas getrunken hatten, fielen alle Schranken. Mein Vater wurde von einem ihm bekannten Geinsheimer geschlagen und in einer Nacht wurde Anfang 1934 unser Haus mit Pflastersteinen angegriffen und beworfen. Das kleine Schaufenster des Ladens wurde sofort eingeschmissen, die Steine flogen dann in unser Schlafzimmer, vier Jahre vor dem Novemberpogrom! Wir Kinder weinten, unsere Eltern schrieten um Hilfe. Die Steine polterten die Treppen hinunter und der Mob draußen war sehr bestigt (das hat man mir nach dem Krieg erzählt). Wir hatten schon damals Angst, daß man ins Haus einbrechen würde und daß dann das „Judenblut vom Messer spritzen“ würde. Nach einer Stunde kam Georg Krug, der NSDAP-Ortsgruppenführer, und überzeugte die jungen begeisterten Nazis, sich dieses Mal mit Steineschmeißen zu begnügen und nach Hause zu gehen.

Nach dieser Terrornacht haben meine Eltern beschlossen, Geinsheim zu verlassen. Das Geschäft war sowieso ruiniert. Wir wurden also schon 1934 aus der Gesellschaft ausgestoßen, unser Leben war täglich in Gefahr. Der erste Schritt hinaus war der in das einige Kilometer entfernte Groß-Gerau mit seinen damals etwa 6600 Einwohnern. Dort war das Leben zwar auch schwer, aber noch möglich. Das kleine Haus in Geinsheim wurde für 3000 RM verkauft, die Hypothek bei der Volksbank (2000 RM) bezahlt. 1000 RM blieben übrig. Meine Mutter weinte schrecklich. „Hier bin ich geboren, hier lebte meine Familie hunderte von Jahren, warum, warum, warum?“ Wir verließen Geinsheim Hals über Kopf bei Nacht und Nebel, ließen Ware und einen großen Teil der Möbel zurück, um das nackte Leben zu retten.

Wir mieteten eine kleine Wohnung im Hause des Bäckers Klink, Frankfurter Straße 45 (?), am Bahnübergang. Er war noch bereit, Juden eine Wohnung zu vermieten. Nach einigen Tagen kehrten meine Mutter und ich mit dem Fahrrad noch einmal nach Geinsheim zurück und stellten fest, daß man bei uns eingebrochen hatte. Dasselbe war auch im Hause der Familie Max Kahn geschehen, die zur selben Zeit wie wir aus Geinsheim geflohen war, auch diese Familie wurde angegriffen. Nach der Machtergreifung hatte sich die Beziehung zu den Kahns vollkommen verändert. Wir wurden vom Schicksal gezwungen, zusammenzuhalten und wurden Freunde. Die Häuser und Geschäfte waren von „Unbekannten“ geplündert worden. Was man nicht mitnehmen konnte,

wurde zerschlagen. Die Kriminalpolizei kam aus Groß-Gerau, nahm Fingerabdrücke und alles wurde genau aufgeschrieben, meine Eltern wurden vernommen und damit wurde die Sache zu den Akten gelegt.

Ich hatte die Realschule in Oppenheim zu verlassen. Mein Bruder verließ die Volksschule in Geinsheim (er war damals erst 8 1/2 Jahre alt). In der Volksschule Groß-Gerau blieb ich nur kurze Zeit. Man konnte in der Stadt und in der jüdischen Gemeinde von Groß-Gerau leben, aber in der Schule war für uns jüdische Kinder das Leben vollkommen unmöglich. Tagtäglich beschimpft, angespuckt und auch manchmal geschlagen, waren wir nicht nur Fremde, wir waren Juden und überall hörten die Kinder, daß Juden Schädlinge sind, die man ausmerzen und vernichten solle. Mein Vater schickte uns in die Schule in Groß-Gerau, weil er ein pflichtbewußter Deutscher war, aber er konnte uns nicht tagtäglich solchen Angriffen aussetzen. So wurden wir nach kurzer Zeit in die jüdische Bezirksschule der Reformgemeinde in Mainz geschickt. Mein Vater versuchte, sich weiter im Kreis Groß-Gerau zu ernähren.

In Dörfern wie Wallerstädten und Trebur war der Antisemitismus nicht so gewalttätig wie in Geinsheim. Er lud seine Ware aufs Fahrrad und versuchte, dort zu hausieren. Ich glaube, daß er etwas verdiente, da wir keine anderen Einnahmen hatten. In Groß-Gerau selbst hausierte er nicht. Gesellschaftlich hatten wir fast keine Beziehungen mit Nicht-Juden, wir kannten niemanden und neue Freunde konnte man nicht mehr bekommen. Wir trafen uns mit jüdischen Kindern. Die einzige Ausnahme waren einige nicht-jüdische Jungen, die jüdische Freundinnen hatten. Sie kletterten über Zäune und Mauern und wollten ihre „Geliebten“ auf keinen Fall verlassen. Eine meiner jüdischen Freundinnen erzählte mir nach mehr als 50 Jahren, daß einer dieser Freunde nach dem Krieg versuchte, sie in den USA zu suchen und sie schließlich auch fand, da war sie allerdings schon verheiratet. Alte Liebe rostete nicht und hatte den Krieg überdauert.

Im Jahre 1935 kam mein Vater zu dem Entschluß, daß wir, die ganze Familie, keine Zukunft in Deutschland mehr hätten. Bis 1935 gehörte er jüdischen Organisationen an, die ihr Deutschtum mit allen Mitteln verteidigen wollten: dem Reichsbund jüdischer Frontsoldaten (RJJ) und dem Centralverein deutscher Staatsbürger (CV), der in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts gegründet wurde. Auch wir Kinder, jetzt in Mainz, wurden Mitglieder des Bundes deutsch-jüdischer Jugend (B.d.-j.J.), die das Deutschtum ihrer Mitglieder nicht aufgeben wollte und auf eine bessere Zukunft zu warten bereit war. Man hoffte noch, daß man den Nazisturm überstehen könnte. Das waren nicht-zionistische Verbände. Ungefähr um die Zeit der Veröffentlichung der Nürnberger Gesetze im September 1935 änderte sich unsere Einstellung. Wir wurden Zionisten⁹⁾, mein Vater wurde Mitglied der Zionistischen Vereinigung

für Deutschland (ZVfD), und wir Kinder traten dem zionistischen Jugendverband Makkabi bei.

Mein Vater faßte damals einen Entschluß, der mein Leben und das Leben meines Bruders rettete. Bis 1935 versuchte er, nach Südamerika auszuwandern, um dort als Bauer zu arbeiten. Natürlich wäre er gerne nach den USA oder Palästina gegangen, aber da er um diese Zeit keine Auswanderungsmöglichkeit für die ganze Familie sah, — die Tore der meisten Länder waren ja geschlossen und wer kein Geld hatte, konnte einfach keine neue Heimat finden — beschloß er, daß wir Kinder, jedes allein, auswandern sollten. Mein Bruder fuhr 1938 in die USA im Rahmen eines Kinderauswanderungsprojektes, und ich wanderte 1937 nach Palästina aus, und zwar mit der sogenannten Jugendalijah, d.h. organisierte Jugendgruppen wurden von Kibbuzim oder Jugendheimen in Palästina aufgenommen. Mein Vater machte riesige Anstrengungen, um diese Pläne auszuführen und rettete uns dadurch.

Unser Leben in Groß-Gerau und Mainz 1935—1938 war wie auf einer jüdischen Insel, mitten in einem stürmischen antisemitischen Meer. Jeden Tag fuhren wir mit der Bahn nach Mainz, und den Tag verbrachten wir in der Schule, im Jugendbund und auf dem Fußballplatz Makkabi. Nur am Sabbat waren wir in Groß-Gerau. Ich kann mich sehr gut an den Tag der Veröffentlichung der Nürnberger Gesetze⁹⁾ erinnern. Der stellvertretende Direktor unserer jüdischen Bezirksschule, Herr Dr. Mannheimer, unser Chemielehrer, kam morgens um 8 Uhr in die Klasse und sagte: „Heute sind wir Juden Menschen zweiter Klasse geworden, wir sind keine Staatsbürger mehr, sondern nur noch Staatsangehörige. Die Emanzipation, für die wir ein Jahrhundert lang kämpften, ist tot.“ Dr. Mannheimer selbst beging später Selbstmord.

Trotz der Nürnberger Gesetze waren die Jahre 1935—1937 Jahre eines bloß schleichenden Antisemitismus der Naziregierung. Während der Olympiade 1936 wollte man nach außen hin Mäßigung üben. Das hinderte natürlich nicht, die Politik der Verdrängung der Juden aus der Gesellschaft und Wirtschaft fortzusetzen. Für uns Jugendliche war das Leben erträglich. Wir hatten unsere jüdische Schule, unsere Jugendbünde und unsere Sportorganisation, die Eltern sorgten sich um unser täglich Brot, und in Groß-Gerau war die Synagoge das Zentrum unseres gesellschaftlichen Lebens. Dort spielten wir Tischtennis und Gesellschaftsspiele. Die Synagoge, die bis 1933 nur ein Gotteshaus war, wurde jetzt auch das Lebenszentrum der Groß-Gerauer Juden. Der junge Kantor Karl Hartogsohn versuchte, uns Jugendliche für die jüdische Kultur zu interessieren, und die Eltern trafen sich in der Synagoge vor und nach den Gebeten, um sich das Herz auszuschütten und miteinander zu beraten, wie irgendwie weiterzuleben war. Juden, die vorher selten in die Synagoge gingen, kamen jetzt nicht nur am Sabbat und an Festtagen, sondern auch mitten in der Woche, um zu beten und sich zu unterhalten.

Inzwischen warteten wir alle auf die erlösende Nachricht der Auswanderung. Natürlich konnten wir den Kopf nicht in den Sand stecken und Vogel-Strauß-Politik spielen. Der „Stürmer“, das antisemitische, teilweise pornographische Blatt des fränkischen Gauleiters Schleicher, wurde gegenüber der Synagoge in einem Schaukasten ausgestellt. Die Reden Hitlers im Radio ließen keinen Zweifel über seine Absichten aufkommen. Die Juden unter sich versuchten, sich das Leben mit „Hitlerwitzen“ zu erleichtern, aber das war Galgenhumor.

Im Sommer 1936 — mit 15 Jahren — wurde ich für zwei Monate nach Berlin in ein Vorbereitungslager für meine Auswanderung nach Palästina geschickt. Zum ersten Mal verließ ich die schützende Familie und schrieb melancholische Briefe nach Hause. Ich hatte Heimweh. Ich war nicht gewöhnt, mit noch 10 Jungen in einem Zimmer zu schlafen. Aber mein Vater blieb fest in seinem Entschluß und schrieb: „Du gehst nach Palästina, dort ist deine Zukunft. Hier haben wir nichts mehr zu suchen.“

In Berlin konnte man sich als junger Jude überall frei bewegen. Der Judenstern¹⁰⁾ war noch nicht angeordnet. Ich besuchte sogar Goebbels Hochburg, das Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda, ein neues Schloß im Herzen Berlins, mit Treppen aus Marmor. Die Reichskanzlei war geschlossen, aber das große eiserne Tor ist noch in meinem Gedächtnis. Wir jungen Juden besuchten das kaiserliche Schloß, das Zeughaus und auch die berühmten Monumente in Potsdam und auch die Gedächtniskirche, in der Hindenburg Hitler „gekrönt“ hatte. Zwei Jahre später waren solche „Freiheiten“ nicht mehr möglich. Wir besuchten Theatervorstellungen des jüdischen Kulturbundes, wo jüdische Künstler noch wunderbare Vorstellungen darbieten konnten. Es war die Illusion eines scheinbar weiterbestehenden jüdischen Lebens mitten in einem Regime, das mörderische Pläne und Absichten hegte.

Nach Groß-Gerau zurückgekehrt, ging das tägliche Leben weiter. Meine Eltern bereiteten jetzt meine Koffer vor. Wir wurden vom American Joint Distribution Committee unterstützt: wohlhabende Juden stellten mir Kleider zur Verfügung. Es gab ein jüdisches Winterhilfswerk, das uns vor dem Verhungern bewahrte. Mein Vater konnte die Familie nicht mehr ernähren. Schließlich kam die erlösende Nachricht. Am 10. Mai 1937 verließ ich den Frankfurter Hauptbahnhof auf dem Weg nach Triest. An diesem Tag sah ich meine Eltern zum letzten Mal. Ich hörte Mussolini in Triest, in einer Volksversammlung sprechen. Mit dem italienischen Schiff „Galiläa“ kamen wir am 17. Mai 1937 in Haifa an. Für mich war mein Leben als Deutscher beendet. Aber die deutsche Kultur war nicht vergessen. Ich landete in einem von deutschen Einwanderern gegründeten Jugendheim „Ahawa“ (Liebe). Dort sprach man Hebräisch, aber lernte bei Lehrern, die in der deutschen Kultur aufgewachsen waren. Goethes Faust 2. Teil, auch Karl Marx' Kapital und sein Kommunistisches Manifest

gehörten zu unseren Themen. Wir wurden zum sozialistischen Zionismus erzogen. Natürlich hatte man die deutschen Philosophen des 19. Jahrhunderts nicht vergessen. Wir fühlten uns als ein Teil des sogenannten „Vierten Reiches“, so nannte man damals die von deutschen Juden bewohnte Stadt Naharia. Dies war für uns eine Insel deutscher Kultur in der freien Welt, die nicht „gleichgeschaltet“ war.

Mit meinen Eltern hatte ich ständigen Briefwechsel. Ich war glücklich zu erfahren, daß mein Bruder Erwin (Irving) nach den USA auswandern konnte. Meinen Eltern ist die Auswanderung nicht gelungen. Sie hatten schließlich die Bürgerschaft von den USA erhalten, aber die Verzögerungspolitik der amerikanischen Konsulate in Deutschland vereitelte die Auswanderung. Mitte 1939 mußten sie Groß-Gerau verlassen. Anfang 1940 hat der damalige Groß-Gerauer Bürgermeister mit Stolz erklärt: „Unsere Stadt ist jüdenrein“. Meine Eltern, die schon 1938 gezwungen waren, die Wohnung bei Bäcker Klink zu verlassen, fanden für einige Zeit in dem jüdischen Haus Marx Unterschlupf. Während der „Reichskristallnacht“ im November 1938 wurde mein Vater für einige Monate in das Konzentrationslager Buchenwald geschickt, um ihn u.a. vom „Auswandern“ zu überzeugen. Er war schon vorher überzeugt, aber er konnte ja kein Land finden, das ihn aufzunehmen bereit war. Während dieser Monate erhielt ich einige Briefe von meiner Mutter, das Übrige konnte ich erraten.

Mitte 1939 siedelten meine Eltern ins Judenviertel (das Ghetto) in Frankfurt um, und von dort wurden sie 1941 „nach dem Osten verschickt“. Bis 1941 (dem Kriegseintritt der USA) erhielt ich über die USA noch kurze Lebenszeichen nach Palästina, einige magere Postkarten. Im Jahre 1942 hat ein Geinsheimer Soldat meinen Vater in gestreiften Häftlingskleidern als Zwangsarbeiter in einer „Entlausungsanstalt“ in Bialistok getroffen. Er konnte einige Worte in „Geinsemer“ Dialekt mit ihm wechseln. Als der Aufseher ihn daran zu hindern versuchte, sagte der „Geinsemer“: „Er ist doch mein Nachbar“, aber das half nichts. Mein Vater sagte ihm, daß meine Mutter „bei allen“ ist. Das ist die letzte Nachricht über meine Eltern. Sie sind „verschollen“. In den Listen der Vernichtungslager ist ihr Name nicht zu finden.

Sei ihr Andenken gesegnet.

Ich kam zum ersten Mal im Jahre 1970 nach Geinsheim und Groß-Gerau zurück, nachdem ich fast 20 Jahre in der Armee Israels gedient hatte. Eine junge Generation wächst auf, die die NS-Zeit nicht miterlebt hat. Diese Generation wird zusammen mit unseren Kindern und Enkeln die Verbrechen der Nazis nicht vergessen, aber die schreckliche Gefahr des Rassenhasses begreifen. Menschen haben das Recht, „anders“ zu sein. Die jüngere Generation muß begreifen, daß „anders“ zu sein, „anders“ geboren zu sein, kein Verbrechen ist. Diese Generation muß den Antisemitismus, der auch heute nicht ausgerottet ist, als Krankheit des Geistes, die ganze Menschengruppen angreifen kann, mit allen Mitteln bekämp-

fen. Nur so können Katastrophen, die schließlich auch das Deutsche Volk am Ende des Krieges und in den ersten Jahren der Nachkriegszeit heimgesucht haben, verhindert werden.

Sacherklärungen:

- 1) kosher: einwandfrei; Bezeichnung der Speisen, die das jüdische Gesetz erlaubt
- 2) Die Rheinlandräumung erfolgte am 30. 6. 1930 unter Brüning
- 3) Stahlhelm: national-konservativ ausgerichteter Zusammenschluß von Soldaten des 1. Weltkrieges
- 4) Jungvolk: innerhalb der Hitlerjugend die Organisation der 10- bis 14jährigen
- 5) Schwarz-Weiß-Rot: Farben des deutschen Kaiserreiches
- 6) Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold: politischer Kampfverband der Linken, besonders SPD
- 7) Bartholomäus-Nacht: die Nacht zum 24. August 1572, in der in Frankreich Tausende von Hugenotten ermordet wurden
- 8) Zionismus: politische und kulturelle Bewegung zur Errichtung eines jüdischen Staates in Palästina
- 9) Nürnberger Gesetze: verabschiedet vom Reichstag am 15. September 1935, die die juristische Basis für die Diskriminierung und Verfolgung der Juden bildete
- 10) Judenstern: s. Seite 86



Synagoge in Dornheim im November 1938
(siehe dazu S. 77 und 79; Archiv KVHS)